

Peter Saunders; hier erscheint die Auswahl etwas willkürlich und teils ohne erkennbaren Bezug zur vorangegangenen Darstellung.

Der zweite Großabschnitt (Teil B) ist mit „Grundlagen und Praxisfelder“ überschrieben und behandelt Schlüsselthemen der Stadtsoziologie. In Kapitel IV geht es um das Verhältnis von Stadt und Raum/Ort, Stadt und Land sowie Stadt und Kultur und deren Wandlungsprozesse. Kapitel V erläutert die fundamentale Bedeutung des öffentlichen Raumes für Stadtkultur und Demokratie sowie von Urbanität als Qualität der Stadt und des städtischen Verhaltens. Kapitel VI ist dem Thema „Integration“, namentlich der „Integration des Fremden“ gewidmet. Schäfers hebt dabei die Bedeutung der Nachbarschaft bzw. der lokalen Gemeinde für Identifikations- und Integrationsprozesse hervor. In diesem Zusammenhang fällt ein Abschnitt auffallend aus dem Rahmen: Wenn Schäfers seine Darstellung, bisher im Ton der gelassenen Distanz eines Historikers gehalten, auf die Grundphänomene der Stadt fokussiert und aktuelle stadtpolitische und -soziologische Probleme und Diskussionen absichtsvoll beiseite gelassen hat (20), so lässt er im Unterkapitel zu „Parallelgesellschaften und neuen Gettos?“ alle Zurückhaltung fahren. Unter Berufung vor allem auf Arbeiten von Necla Kelek wird der Mehrzahl der türkischen Migranten „auch wegen ihres religiösen Hintergrunds und der Form ihrer *Integration* primär über Familien- und Verwandtschaftsstrukturen“ Integrationsunfähigkeit und -unwilligkeit bescheinigt (179). Durch die aus „muslimisch geprägten Traditionen der ländlichen Regionen“ stammenden Einwanderer würde das schon im einst laizisierten Istanbul virulente „Problem des Aufsaugens oder auch des Rückgängig-Machens der Moderne nun verstärkt nach Deutschland transferiert“ (ebd.). Dadurch erlebten die hiesigen Ballungsräume „nun das, was die Moderne überwinden wollte: religiös und ethnisch fundierte Segregationen und neue Formen der Gettobildung“ (ebd.). Eine Studie, die (wie viele andere) zu dem Ergebnis kommt, von der Entwicklung einer türkischen Parallelgesellschaft könne keine Rede sein, wird nur zitiert, um eine erneute Warnung vor der „rasch voranschreitenden Islamisierung eines Teils der türkischen Bevölkerung in Deutschland“ und der Aushöhlung der Werte der modernen Gesellschaft anzubringen (ebd.: 180). Dieser Abschnitt ist deutlich stärker ideologisch als empirisch geprägt. Ein lustloser Pflichtteil zur „Frau im Stadtraum. Gender Mainstreaming“ und ein Abschnitt zum Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ beschließen das Integrationskapitel.

Kapitel VII beschäftigt sich – neben einer

kurzen Erörterung der Stellung der Kommunen im Staatsgefüge – vor allem mit Entwicklung und Wandel von Stadtplanung und städtebaulichen Leitbildern.

Das Buch endet mit einem von Alexa M. Kunz zusammengestellten Materialteil, der eine Vielzahl von Daten und Fakten, Grafiken und Karten „zum aktuellen Stadtsystem in Deutschland und Europa“ präsentiert – und damit vielfach zu Themen, über die Schäfers in seiner (meistenteils) bewusst auf Aktualität verzichtenden Darstellung kein Wort verliert (z.B. Schrumpfung, Alterung, Stadtbau Ost und West, europäische Städtebauförderung). Insofern bleiben Ziel und Absicht dieser Materialsammlung unklar.

Mit seiner vornehmlich kulturgeschichtlichen Perspektive auf die Stadt und die „zeitlosen“ Kernthemen der Stadtsoziologie setzt Schäfers Lehrbuch deutlich andere Akzente als stärker auch auf aktuelle Entwicklungen und Probleme von Stadt und Stadtforschung ausgerichtete Einführungen, zu denen es eine gute Ergänzung darstellt. Lesenswert ist das Buch vor allem wegen seiner durchgängigen Betonung der Bedeutung der Stadt bzw. der Stadtbürger und des „Bürgergeistes“ für eine demokratische Politik und Gesellschaft.

Susanne Frank

NATIONALSOZIALISMUS

Gerhard Sonnert und Gerald Holton: What Happened to the Children Who Fled Nazi Persecution. New York: Palgrave Macmillan 2006. 265 Seiten. ISBN-13: 978-1-4039-7625-3. Preis: \$ 69,95.

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis eines fünfjährigen Forschungsprojekts über Kinder und Jugendliche, die ihr Geburtsland verlassen und sich in einer neuen Umgebung etablieren mussten. Die meisten verließen durch so genannte Kindertransporte Nazi-Deutschland (und Österreich) und die überwiegende Mehrheit landete letztlich in den USA. Dank akribischer Schätzungen und Berechnungen kommen die beiden Autoren auf die Zahl von 28 000 Angehörigen der „Second Wave.“ Von der zweiten Generation der Nazi-Verfolgten zu sprechen, wäre irreführend, weil diese Kennzeichnung im Allgemeinen jener Immigrantengruppe vorbehalten ist, die bereits im Immigrationsland geboren wurde bzw. dort ihre ersten außerfamiliären Sozialisierungserfahrungen

achte. Die von Sonnert und Holton Studierten ähneln so etwas wie die „Generation 1 1/2“ unter den Nazi-Flüchtlingen dar. Die Mitglieder der zweiten Welle der Nazi-Flüchtlinge wurden zwischen 1918 und 1935 geboren und kamen nach 1933 in die USA.

Der Frage nach der Rückkehrer-Rate (nach Deutschland oder Österreich) oder der Zahl jener, die aus den USA wieder weitergewandert sind, mögen (beispielsweise nach Israel nach der Staatsgründung) widmen die beiden Verfasser erkwürdigerweise keine einzige Zeile in dem sonst akribisch argumentierenden Buch und es ist wohl keine Boshaftigkeit gegenüber den Autoren, wenn der Rezensent meint, dieses Manko darauf zurückzuführen zu müssen, dass jemand, der es wie Holton bis zum Mallinckrodt Research Professor in Physics Emeritus in Harvard gebracht hat, es sich nicht vorstellen will, dass es anderen in den USA nicht gekommen sein könnte, das gelobte Land Amerika wieder zu verlassen. Allerdings muss man einräumen, dass selbst, wenn die Zahl dieser Weiterwanderer bzw. Rückkehrer sehr hoch veranschlagt würde, sich das Bild, welches Sonnert und Holton von den Second Wavers zeichnen, kaum wesentlich ändern könnte.

Das bemerkenswerte und exzeptionelle an dieser Kohorte von Flüchtlingen ist ihr Erfolg im Vergleich mit anderen. Die beiden Autoren haben hart daran gearbeitet, exakte Vergleiche zu ziehen und dafür umfangreiche Datenbestände gesammelt, ihr Ergebnis ist jedoch derart überwältigend, dass der erste Impuls dahingehet, die Daten in Zweifel zu ziehen. Das kann ja nicht wahr sein!

Die Autoren stützen ihre Ergebnisse einerseits auf eine Re-Analyse von U.S. Census-Daten und andererseits auf vergleichbaren Erhebungen, bei denen ein wenig unterschiedlicher Bias zugunsten der Flüchtlinge ausgeschlossen werden kann. Aus dem U.S. Census ergibt sich die eingangs zitierte Größe der Gruppe von rund 28 000 Personen. Diese vergleichen die Autoren in der Folge mit verschiedenen anderen Personalverzeichnissen berühmter oder bemerkenswerter Personen.

Beispielsweise identifizierten Sonnert und Holton anhand der 20 Bände *Who's Who*, die nach 1985 erschienen sind, zwei Populationen: 1) Die Second Wavers, also alle, deren Geburtsjahr in die oben genannte Periode fiel und die zwischen 1935 und 1944 in die USA aus Deutschland oder Österreich kommend einwanderten. (2) Die in den USA Geborenen der genannten Jahrgänge. Der Vergleich ergibt, dass die jugendlichen Hitler-Flüchtlinge 15 Mal häufiger als die gleichaltrigen Amerikaner in *Who's Who* eingetragene Namen fanden. Um mögliche Verzerrungen des

Vergleichs zu unterbinden (also beispielsweise Native und Afro-Americans nicht einzubeziehen), verfeinern die Autoren dann den Vergleich auf in den USA geborene Weiße, verglichen die Mitteleuropäer mit zeitgleich eingewanderten Osteuropäern, halten Geschlecht, Religion und andere Drittvariablen konstant – doch am Bild ändert sich wenig: Die jugendlichen deutschsprachigen Einwanderer, die in der Tat traumatisierte Flüchtlinge waren, von denen die Hälfte während der Flucht von ihren Familien getrennt wurden und vier von zehn ihre Eltern nie wieder sahen – trotz all dieser Widrigkeiten übertrafen die Mitglieder der zweiten Welle sogar die nach allen anderen Kriterien ihnen am ähnlichsten: den in den USA geborenen Juden.

Wie erwähnt, widerspricht das in diesem Buch gezeichnete Bild so sehr den gut verankerten Vorannahmen über Flüchtlinge, Migranten, Traumatisierte und unser aller Lektürebild über manche Schicksalsschläge, die Mitglieder der ersten Welle der Hitler-Flüchtlinge in Kauf zu nehmen hatten (Tellerwaschen, magere Fabriksjobs etc.), dass man geradezu gezwungen wird, nach Mängeln der Datenanalyse und Lücken der Argumentation zu suchen – man sucht vergebens. In gewisser Weise waren wohl auch die beiden Autoren irritiert oder vermochten vorherzusehen, dass ihren Daten Unglaube entgegenzuschlagen würde. Ihre Datenpräsentation ist vielleicht auch deshalb so transparent und vorbildlich.

Vielleicht mag es aber auch eine Rolle gespielt haben, dass Holton von der Ausbildung her Physiker und von der Neigung her ein „Positivist“ ist. Was beim statistischen Vergleich unbestreitbar von Vorteil war, geriet bei der Planung und Auswertung der Fragebogen und offenen Interviews dem Unternehmen ein wenig zum Nachteil. Ein 14 Seiten langer, mehr als hundert Fragen umfassender Fragebogen wurde breit gestreut und nahezu 2 500 Bögen kamen zurück, mehr als 100 offene Interviews wurden von einer Mitarbeiterin realisiert. Während die Auswertung des Fragebogens souverän erfolgt, werden aus den offenen Interviews nur einige illustrative Sätze an den Stellen zitiert, wo sie das numerische Ergebnis zu illustrieren vermögen; weitaus häufiger als aus den offenen Gesprächen wird auf die Antworten offener Fragen der Fragebögen Bezug genommen. Es wäre schade, wenn die hundert Interviews nicht in irgendeiner anderen Form eingehender analysiert würden.

Die Fragebogenstudie dient dem Autorenduo vor allem dazu herauszuarbeiten, aufgrund welcher Faktoren der zuerst festgestellte dramatische Erfolg möglich wurde. Dabei nehmen sie Bezug auf die Begrifflichkeit Bourdieus und argumen-

tieren, dass ihre Second Wave Kohorte eine „strategische research site“ für die Untersuchung der Rolle des kulturellen Kapitals darstelle. Da die Flüchtlinge weder ökonomisches noch im relevanten Umfang soziales Kapital auf die Flucht mitnehmen konnten, käme nur das inkorporierte kulturelle Kapital als erklärende Variable in Frage.

Holton betrachtet (wohl auch aus eigener Erfahrung) das Gymnasium (in seinem Fall eines in Wien) als die entscheidende Institution, die den Mitgliedern seiner Generation den nochmaligen Start in den USA erleichtert und sie in die Lage versetzt habe, die einheimischen Amerikaner zu überflügeln.

Neben der zum Bildungskapital gewordenen „Bildung“ (stets deutsch in diesem Buch) scheint den Autoren auch noch der Habitus der Vertriebenen und der Überlebenden von Erklärungskraft zu sein. „Denen zeige ich es“, „elterliche Erwartungen ...“ „to recover the ‚standing‘ of our family ...“ u.ä. werden als Erklärungen für das Streben nach beruflichem Erfolg zitiert.

Schließlich demonstrieren die Verfasser in einer logistisch-linearen Analyse, dass Statusvererbung stattfand: Vor allem der Beruf des Vaters als „professional“ oder Freiberufler bestimmte zu einem sehr hohen Grad die eigene Berufswahl und letztlich den Beruf der Söhne und Töchter. An dieser Stelle hätte es zumindest der Rezensent gerne gesehen, dass der für den ersten Schritt der Censusvergleiche unerlässlich grobe Klassifikationsrahmen des Berufes, zugunsten einer detaillierten Untersuchung der Statusübergänge zwischen den Generationen verlassen worden wäre. Die US „professions“ sind für die Welt des jüdischen Bürgertums doch ein wenig grobschlächtig.

Das Buch endet mit Überlegungen dazu, welchen Nutzen heutige Einwanderer(-kinder) aus dieser Untersuchung ziehen könnten: wenig überraschend, sie sollen in Bildungskapital investieren. Hier, wie an einigen Stellen davor, machen die Verfasser nochmals darauf aufmerksam, dass über all dem beruflichen und Prestige-Erfolg die Traumatisierungen und psychologischen Handikaps, mit einem Wort, der Umstand, hilfloses Opfer politischer Mächte geworden zu sein, nicht übersehen werden sollte. Sonnert und Holton scheuen allerdings doch davor zurück, deutlich auszusprechen, dass rascher Spracherwerb und Integrations-, ja Assimilationsbereitschaft, gepaart mit dem Willen zum sozialen Aufstieg, die Voraussetzungen sind, die die Immigranten mitbringen oder erbringen sollten. Stattdessen argumentieren sie zugunsten einer Vergleichsstudie heutiger Kinderflüchtlinge.

Das Buch über den Weg der jugendlichen

Hitlerflüchtlinge ist eine der bedeutendsten Studien, die in den letzten Jahren zu diesem scheinbar schon ausgeforschten Themenfeld erschienen ist. Dem Buch ist eine breite Leserschaft zu wünschen und jenen Soziologen, die sich ebenfalls gern quantitativer Datenanalyseverfahren bedienen, sei das Buch als Exempel dafür ans Herz gelegt, dass man offenkundig sogar log-lineare Analysen so in einen narrativen Text einbauen kann, dass Nichtfachleute das Buch nicht vor dem Ende der Lektüre aus der Hand legen.

Christian Fleck

*

Götz Aly (Hg.): Volkes Stimme. Skepsis und Führervertrauen im Nationalsozialismus. Frankfurt: Fischer Taschenbuch Verlag 2006. 224 Seiten. ISBN-13: 978-3-596-16881-1. Preis: € 12,95.

1964 veröffentlichte Paul F. Lazarsfeld im *Public Opinion Quarterly* einen Aufsatz mit dem Titel „The Obligations of the 1950 Pollster to the 1984 Historian“. Darin plädierte er dafür, das Alltagsgeschäft der Meinungsbefragungen in der Form zu betreiben, dass die Schwierigkeiten der Historiker früherer Generationen – das heißt, etwas über öffentliche Meinung sagen zu wollen, ohne dafür immer verlässliche Daten zur Hand zu haben – künftigen Historikern erspart bleiben möge. Lazarsfelds Hoffnung war wohl etwas zu optimistisch. Historiker, die von Meinungsumfragen Gebrauch machen könnten, um den Wandel der öffentlichen Meinung des letzten halben Jahrhunderts darzustellen, scheuen davor zurück. Ob das nun mit mangelnder Vertrautheit im Umgang mit archivierten Umfragen auf Seiten der großen Erzählungen schreibenden Historiker zu tun hat, oder Lazarsfeld irrt, kann und muss hier nicht entschieden werden.

Götz Aly hätte Umfragen aus den NS-Jahren durchaus als Quellen herangezogen. Dass diese nicht existieren, führt er auf eine bewusste Entscheidung der NS-Führer zurück, die sich an der Stimmung im Volk dennoch durchaus interessiert zeigten. Aly legt nahe, dass es in einer Diktatur Umfragen über die öffentliche Meinung nicht geben könne, weil eine „volonté generale“ (10) nicht formulierbar sei. Gemeinsam mit Studierenden der Universität Frankfurt suchte Aly nach funktionalen Äquivalenten. Der vorliegende Band berichtet über diesen Versuch einer „historische Demoskopie“, für die als zentraler Begriff „Stimmung“ ins Treffen geführt wird.

Die acht Beiträge des Bandes behandeln ausgewählte Indikatoren, die über die Zukunftsge-